

Nr. 39. Posen, den 29. September. 1895.

Um ein Armband.

Novelle von Klara Jäger.

(Fortsetzung und Schluß.)

„So viel hab ich Euch im Leben nicht gekostet!“ war der herzlose Zusatz gewesen, mit dem Coralie ihren Beziehungen zur Mutter ein für alle Mal ein Ende gemacht zu haben glaubte, denn der Akrobat hatte ihr „heilig“ schwören müssen, seine unausstehlichen Hin- und Herreden zu unterlassen und künftig die Fragen nach Coralies Aufenthalt gefälligst unbeantwortet zu lassen, wobei die schlaue Egoistin allerdings aus den Augen ließ, daß es auch auf anderm Wege nicht schwer fallen konnte, zu erforschen, wo die gefeierte Primadonna der Zirkuswelt gerade ihre Triumphe feierte.

* * *

Fürst Sascha wollte direkt zum Juwelier gehen, um jenes oft erwähnte Armband für Coralie zu erstehen, koste es was es wolle. Jetzt durfte er ihr das werthvolle Schmuckstück nicht länger vorenthalten, und er wollte es auch nicht, denn Coralie war in der That bezaubernd, entzückend. Er war nie so begeistert, so berauscht geradezu, von ihr gegangen, wie heute. Mit welcher Liebenswürdigkeit und geistigen Anmuth wußte sie zu plaudern; wie taktvoll und zurückhaltend, wie tadellos war ihr Benehmen — durchaus nicht „verhältnißmäßig“ gemeint, sondern wirklich und wahrhaftig! Und dann diese Augen! Diese großen, tiefdunklen Lichter hinter den langen, seidenweichen, schwarzen Wimpern. Wer konnte hineinblicken und kalt bleiben?

Coralie, die Zierde der equestrischen Künstlerstätten, mußte auch die Zierde eines jeden aristokratischen Salons, seines Salons, sein können. Außer jener alten, häßlichen Tante, mit der Sascha gestern im Kaiserhof endlos Ekarte hatte spielen müssen, besaß er keine näheren Verwandten, welche ihm Unbequemlichkeiten bereiten könnten, und wenn Coralies Herz . . .

Sascha wurde aus diesem eifrigen Selbstgespräch durch eine unerwartete Anrede herausgerissen.

„Halloh, Sascha! Wo in Kukuksnamen kommst denn Du her? Wir Alle daheim wähnten Dich in Paris.“

„Und ich Dich in Petersburg,“ sagte Sascha, statt aller Antwort dem Freunde herzlich die Hand schüttelnd.

„Komme auch so eben erst von dort,“ erwiderte Michael Nikolajewitsch. „Bin noch ganz mürbe von der langen Fahrt.“

„Und wie schaut's aus daheim?“ fragte Sascha.

„Gut! Das heißt: wie man's nehmen will. Gut und auch wieder schlecht“

„Das klingt ja sehr geheimnißvoll.“

„Höre, Sascha, ich muß Dir sagen, Du bist ein verteufelter Glückspilz; wir sind Alle ganz starr vor Erstaunen und Neid, ich besonders! Du scheinst den Altmeister Goethe — wie die Deutschen die weiland Weimarische Exzellenz zu nennen belieben — gründlicher studirt zu haben, als nöthig wäre . . .“

„Ja, um Gottes willen, Michael, wovon redest Du eigentlich?“ rief Sascha halb belustigt, halb ungeduldig. „Ich verstehe Dich so wenig, als ob Du chaldäisch sprächest.“

Michael lachte. Dann rezitirte er mit Pathos:

„Doch wem gar nichts dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.“

„Wie meinst Du das?“ fuhr Sascha auf. „Ich verstehe Dich jetzt noch nicht.“

„O Du übervorsichtiges Menschenkind! Glaubst Du, ich hätte Dich nicht durchschaut? Es war kolossal gescheidt von Dir so plötzlich abzureisen und keine Silbe — alle die langen Monat von Dir hören zu lassen. Das hat sie ja mürbe machen müssene

„Ja, von wem sprichst Du denn, Michael?“

„Von wem anders, als von dem schönsten Mädchen Petersburgs, von meiner liebreizenden Cousine Paulowna?“

„Von Paulowna!“ sagte Sascha, und eine leichte Röthe huschte über seine edlen Züge. „Ah bah, Michael, Du weißt so gut, als ich selbst, daß Paulowna sich nie um mich gekümmert hat, und daß ich . . .“

„Daß Du Dich eine Zeit lang anscheinend vergeblich um ihre Gunst bemüht hast! Ja, ja; aber tempi passati, mein Bester. Jetzt ist die schöne Paulowna Dein, de coeur et d'âme. Sie verzehrt sich in Sehnsucht und Liebesgram nach ihrem ungetreuen Seladon und . . .“

„Spötter!“ rief Sascha. „Du hast mich zum Besten.“

„Bei Gott, es ist mir heiliger Ernst mit Allem, was ich Dir sage! Paula ist ganz untröstlich über Deine plötzliche Abreise, über Dein hartnäckiges Schweigen, über . . .“

„Und woher wolltest Du eine so unglaubliche Kunde haben?“

„Woher? Aus der allerbesten, allersichersten Quelle: von meiner eigenen Schwester. Du weißt, sie ist Paula's Busenfreundin, ihre Vertraute.“

„Eine höchst empfehlenswerthe Vertraute,“ spöttelte Sascha.

„Oh, es giebt Fälle, wo Vertrauensbruch zum Gebot werden kann,“ warf Michael hin.

„Jesuitische Moral, die schwer zu begründen ist.“

Durchaus nicht! Wo es unabsehbares Kreuz und Leid zu tilgen gilt, wo man Unglück in Glück verwandeln kann, da schwindet jedes Bedenken; da ist es Pflicht zu reden, nicht zu schweigen.“

„Aus Dir redet der Poet der Novellist. Du darfst nicht vergessen, Michael Nikolajewitsch, daß ich ein trockener Realist bin.“

Michael lächte.

„In der Theorie," rief er. „Warum denn wärest Du vor vier Monaten so Hals über Kopf abgereist? He?"

„O, das hatte seinen triftigen Grund. Es trieb mich mit Gewalt fort in die Fremde. Ich . . . ich wäre . . . erstickt, wenn ich hätte zurückbleiben müssen."

„Siehst Du wohl, wie ich Recht habe!"

Sascha schwieg. Der Andere aber sah ihn scharf an.

„Gestehe es nur: Paulowna hat Dich weggetrieben; ohne es zu beabsichtigen natürlich. Ihr spieltet Katze und Maus mit einander. Einer glaubte vom andern, er könnte ihn nicht ausstehen."

„Paulowna hatte dazu nicht die mindeste Berechtigung!" stieß Sascha hervor.

„Doch! Doch! Dein Benehmen gegen sie war auf einmal ganz anders geworden — so hat sie nämlich zu meiner Schwester gesagt — und daraus habe sie — Paulowna nämlich — gefolgert, daß Du sie bei näherer Bekanntschaft durchaus nicht liebenswürdig gefunden und Deine anfängliche Annäherung durch frostiges Benehmen, ja durch Schroffheit wieder hättest wett machen wollen."

„Eine ausgezeichnete Menschenkenntniß verräth sich just nicht in solcher Annahme," meinte Sascha, immer noch im Kampfe mit seiner besseren Ueberzeugung, der er ein jubelndes Hervorbrechen durchaus nicht gestatten wollte. „Warum verhielt sich denn Paulowna so überaus . . . reservirt, damals, als ich es gewagt hatte, ihr meine Huldigung zu Füßen zu legen? Wenn von frostigem Benehmen, von Schroffheit und dergleichen überhaupt die Rede sein kann, so ist es sehr fraglich, wer von uns den Anderen darin übertroffen hat, und ob ich die Kunst zu beleidigen, nicht erst von meiner schönen Meisterin gelernt habe."

„Köstlich, köstlich!" rief Michael Nikolajewitsch. „Sie liebten sich, wie zwei Turteltauben, aber sie zerhacken sich, anstatt sich zu schnäbeln! Warte nur, Sascha, in meiner nächsten Novelle spielt ein solches Paar die Heldenrolle."

„Du hast gut lachen!"

„Ich dächte, die allergrößte Berechtigung zum Lachen hättest Du. Soll ich Dir denn durchaus den Punkt auf's I setzen, Sascha? Du warst ein Schmetterling, der bald zu dieser, bald zu jener Blume hinüberflatterte — nicht wahr, das kannst Du nicht leugnen? Auf einmal erblüht in Deiner Nähe die holdeste aller Rosenknospen, Paulowna. Sie erblicken und ihr huldigen ist für Dich eins. Sie aber, gewarnt von ihren älteren und erfahrungsreicheren Blumenschwestern . . ."

Michael unterbrach sich lachend.

„Genug der Metaphern!" sagte er. „Das Uebrige mußt Du Dir selbst sagen. Und damit Hollah, mein Junge! Ich denke, Du wirst klug genug sein, Dein wirklich impertinentes Glück mit beiden Händen zu ergreifen und zwar so bald wie möglich."

„Warum das?" fragte Sascha etwas erkünstelt trotzig.

„Weil einmal die Kleine sonst ganz zu verblassen droht, und weil ein Brief an Dich — dessen Inhalt sich mit dem, was ich Dir soeben gesagt habe, im Wesentlichen deckt — in Paris auf unserer Botschaft liegt und weil . . . weil Paulowna um diesen Brief nicht nur weiß, sondern ihn . . . mittelbar wenigstens — veranlaßt hat."

„Das mußt Du mir durch einen Eid bekräftigen, Michael."

„Bei Allem, was mir heilig ist, es ist volle Wahrheit."

Sascha drückte dem Freunde bewegt die Hand. Er war keines Wortes mehr mächtig; aber Michael, eine leise Aufwallung von Rührung schnell bekämpfend, rief:

Ja, ja, Theuerster, Du hast gegründete Ursache, Dich bei mir zu bedanken . . . Aber nun genug! Man erwartet mich im Auswärtigen Amt. In zwei Stunden etwa bin ich wieder mein eigener Herr. Wo treffen wir uns, Sascha?"

„Ist Dir das Café X. genehm?"

„Versteht sich. Auf Wiedersehen also; um acht Uhr. Paßt Dir die Stunde?"

„Ja."

Michael Nikolajewitsch eilte davon.

Der Fürst aber schritt weiter gleich einem Nachtwandler. War es Wahrheit, was er soeben erfahren hatte? Paulowna, dieser Engel an Schönheit und Güte, dies edelste, anmuthigste Geschöpf auf der weiten Gotteswelt, sie, sie liebte ihn; sie hatte gestattet, daß es ihm gesagt werde; sie sehnte sich nach ihm, sie vergrämte sich in schmerzlichster Ungewißheit seiner Gegenliebe; sie dachte nur an ihn, sie lebte nur für ihn, während er . . .? Seine Züge verfinsterten sich. War er einer solchen namenlosen Seligkeit, wie sie jetzt vor ihm auftauchte, denn noch würdig?

Hatte er nicht vor einer halben Stunde noch ernstlich erwogen, ob er nicht . . . jene Andere . . . er scheute sich jetzt Coralies Namen auch nur zu denken — zu seiner Gattin machen sollte?

Wie war das nur möglich gewesen?

Er stand vor sich selbst wie vor einem Räthsel. Das Glühlicht hell aufflammender Leidenschaftlichkeit, in welchem Coralies Bild eben noch vor seinen erregten Sinnen hin- und hergaukelte, war wie durch einen Zauberspruch erloschen. Er sah sie auf einmal so, wie sie in Wirklichkeit war. Was hatte ihn denn so magnetisch in ihre Kreise gezogen?

Seine Leidenschaft für Pferde, für den Sport, ihre Meisterschaft auf diesem Gebiet. Und dann: sie war in den Kreisen, in denen Sascha sich hier bewegte, in gewissem Sinne die Königin des Tages. Es gehörte in diesem Winter zum guten Tone, der Schulreiterin zu huldigen.

Und Coralie? Sie hatte Sascha auffallend ausgezeichnet; das hatte seine Eitelkeit rege gemacht. Und dann . . . nicht zum Mindesten . . . ihre wunderbaren Augen! Warum es wegleugnen wollen, diese Augen hatten es ihm angethan; erst heute, vor der kleinen Szene mit dem zerbrechlichen und zerbrochenen Goldreifen an ihrem Arm. Hatte er denn die Spange wirklich zerdrückt und deren Trägerin dadurch verletzt?

Es war kaum wahrscheinlich!

Aber warum hatte er denn nicht gleich diesen Zweifel in sich erwachen gefühlt? Sollte die Schlaue — ja, schlau war sie in der That — am Ende gar Komödie mit ihm gespielt haben? Sollte er etwa dadurch gemahnt werden, daß die Zirkusdiva ein gewisses Perlenarmband mit sehnsüchtigem Verlangen zu besitzen strebte?

Der Fürst stieß ein ärgerliches „Oh" aus, dem ein entschlossen vor sich hingemurmeltes: „Gleichviel!" auf dem Fuße folgte.

„Sie soll es haben!" murmelte er vor sich hin. „Und — bei Gott — mit diesem Opfer komme ich sehr leichten Kaufs davon. Stand ich nicht vor einem gähnenden Abgrund? Michael riß mir die Schuppen von den Augen, ohne zu ahnen, in welcher fürchterlichen Gefahr ich schwebte . . ."

* * *

„Ich wünsche das Perlenarmband zu erstehen, das ich neulich bei Ihnen sah", sagte der Fürst zu dem Juwelier.

„Vor einer Stunde etwa habe ich es verkauft."

„Darf man wissen, an wen?"

„An den Baron Goldstein. Er ließ durchblicken, daß er es für die Primadonna des Zirkus *** bestimmt habe."

„Also vermuthlich für Mademoiselle Coralie?"

„Eine Andere kann kaum in Frage kommen", meinte der Juwelier.

Sascha empfahl sich. Auf der Straße aber schlug er mehrmals ein Schnippchen hoch über seinem Haupte und murmelte vor sich hin:

„Narr, der ich war! Michael hat Recht, ich habe ein impertinentes Glück."

Er mußte an Coralie's Hause vorüber.

Die Fenster ihrer Wohnung strahlten zwar im gewohnten Lichtglanz, aber sie selbst war ohne Zweifel im Zirkus, um, ihre Reitgerte als Zauberstab schwingend, die sechs herrlichen Apfelschimmel steigen und springen zu lassen, damit das Publikum juble und jauchze . . . Ah! welch ein elendes Handwerk für ein weibliches Wesen! Für eine Dame . . . Dame? . . .

Sascha fragte es mit einem fast verächtlichen Aufwerfen der Lippen. Wahrhaftig, zu viel Ehre, daß er diese Kunstreiterin, diese käufliche Dirne, . . . Baron Goldstein, ha, ha, ha . . . auch nur einen einzigen Augenblick für eine Dame hatte halten können!

Aus dem Hausgange des von Coralie bewohnten Hauses schallten laute Stimmen heraus.

Sascha gewahrte hineinblickend den ihm wohlbekannten Pförtner im Gespräch mit einer vor ihm stehenden, äußerst dürftig gekleideten älteren Frau, an deren Rockfalten sich ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren krampfhaft festzuhalten schien, obgleich doch die Frau des Kindes Schultern mit ihrer Rechten schirmend und schützend an sich herangedrückt hielt.

„Ich sage Euch nochmals, von der da oben bekommt Ihr nichts," versicherte der Pförtner. „So lange ich sie kenne, hat sie niemals einem Armen auch nur einen einzigen Groschen gegeben."

„Es ist mir auch nicht um ein Almosen zu thun," sagte die Frau. „Geld will ich ja keins von ihr. Nur wiedersehen muß ich sie endlich einmal und sprechen . . . hier um des armen Kindes willen. Das liebe, kleine Mädel ist blind, Herr, und lahm dazu, ach und so müd', so müde! Wir sind gelaufen, Tage und Tage. Das bissel Geld, das ich auftreiben konnt', langte nicht gar weit, um mit der Eisenbahn zu fahren; und wir mußten doch hierher, damit sie's selbst sehen sollte, wie es so bös steht mit dem armen Fratzerl, meiner Sarah. Nachher wird sie schon ihren großen Geldbeutel aufmachen und dem Kinde geben, was es braucht, damit es sehen lernen kann. Ja, ja, das ist's; darum kommen wir. Die Doktoren sagen doch, daß es geht; aber es ist gar theuer und wir sind so arm, zum Gott erbarmen."

Sascha war unwillkürlich näher getreten. Als die Frau seiner gewahr wurde, sah sie zu ihm auf. Das Licht einer hellen Gasflamme fiel voll und ganz auf sie herab.

Was waren das für ungewöhnlich große, tiefdunkle Augen, in die er da blickte?

Es waren Coralie's Augen; — ihre Gesichtszüge; nur durch die Jahre, durch Noth und Kummer verfallen, verschäft und verzerrt.

War es denkbar, daß es Coralie's Mutter war, die da vor Sascha stand? — Nein, nein, einer solchen Herzlosigkeit konnte er Jene unmöglich zeihen. Sie, in den raffinirtesten Genüssen schwelgend, die das Leben den Begüterten zu bieten vermag, und diese da, die ihr einst das Leben geschenkt . . . o nein, nein! Es war wahnsinnig, an so grelle Gegensätze, an einen so krassen Undank auch nur zu denken.

Der Pförtner hatte den Fürsten erkannt und ehrerbietig begrüßt.

„Mademoiselle ist im Zirkus," meldete er dienstbeflissen.

Sascha nickte; er wisse es, sagte er. Dann fragte er die Frau, ob sie die Kunstreiterin kenne?

„Ich mein' wohl," lautete die Antwort. „Ist sie doch mein Fleisch und Blut, so gut als dies arme Kind hier an meiner Seite."

Sascha hatte in Tasche gegriffen und dann der Frau hastig einige Banknoten in die Hand gedrückt.

Es war dieselbe Summe, bei Heller und Pfennig, die er sich eben für das Perlenarmband zurecht gelegt hatte.

„Vergelt's Gott", sagte die Frau, ohne eine Ahnung zu haben, welch einen für sie ungeheuren Geldschatz sie da in ihrer Hand barg.

Der Fürst aber war hinausgestürmt, als gelte es, sich aus einem zusammenstürzenden Hause zu retten; als drohe ein Flammenmeer, ihn mit seinen Gluthen zu ersticken.

„Entsetzlich!" stieß er hervor. „Und diese Frau" — wahrhaftig, der Humor der Lage begann für ihn schon wieder die Oberhand zu gewinnen — „und diese Frau wäre beinahe meine . . . Schwiegermutter geworden!"

Als Sascha eine Stunde später mit Michael Nikolajewitsch im Caffé X. zusammentraf, sagte er:

„Hast Du etwas an Deine Cousine zu bestellen? Um Mitternacht, mit dem Kurierzuge, reise ich nach Petersburg."

„Das finde ich sehr begreiflich. Wie aber gedenkst Du mich, den Eheprokurator ohne Gleichen, zu belohnen?" fragte Michael vergnügt lachend.

„Solche Großthaten wie die Deine tragen ihren Lohn in sich selbst," rief Sascha fröhlich. „Alle Schätze der Erde reichten doch nicht zu einer Belohnung für Dich aus, in dem Sinne, wie die Welt das Wort versteht . . . Jetzt aber Champagner her, Kellner! Veuve Cliquot, frappée! Es lebe die Freundschaft, Michael."

„Und es lebe . . ."

Sascha hielt ihm den Mund zu. „Nur hier nichts davon!" sagte er. „Wir wissen, was wir meinen . . ."

„Und wen!" vollendete Michael, und mit dem bekannten etwas hohlen Klang stießen der Freunde Gläser aneinander.

Vielleicht war es zu derselben Minute, als sich in dem Ankleidezimmer Coralies in den Hinterräumen des Zirkus etwas Entsetzliches zutrug.

Der Baron Goldstein hatte das Armband eigentlich für Miß Elisa erstanden. Aber Miß Elisa war seit einiger Zeit doch gar zu bedenklich durch Coralies Kunstleistungen in den Schatten gestellt worden. Coralie mit ihren sechs Apfelschimmeln — etwas Großartigeres und Schöneres war noch nie in irgend welchem Zirkus der Welt dagewesen. Alle „Amateurs", alle Kenner waren darüber einig; und wenn der Baron Goldstein sich die Sache nach allen Seiten hin gründlich überlegte; . . . Coralie selbst war doch auch viel schöner, viel großartiger, viel nobler, als Miß Elisa mit ihrem unaufhörlichen Lächeln auf den gefärbten Lippen, mit ihren langweiligen Pirouetten und Entrechats. Wenn sie, mit dem Kopf voran, Schultern und Beine hochgezogen, wie ein nackter Vogel, durch die weißverklebten Tonnenreifen hindurchflog, mochte der Baron kaum noch hinsehen; während er von Coralie kein Auge verwenden konnte, wenn sie so dastand vor ihren sechs prächtigen Apfelschimmeln, selbst so schön, so ernst und so majestätisch wie eine Königin.

Nein, nein, nicht Miß Elisa, Coralie sollte das Armband erhalten, um so mehr, als der junge russische Fürst glücklicherweise mit der Schulreiterin gebrochen zu haben schien.

War er doch gestern nicht einmal bei der famosen Premiere Coralies im Zirkus erschienen, und heute hatte er abermals gefehlt. Das war unbedingt ein Zeichen, daß es aus sei mit seinem Interesse für Coralie, denn daß Sascha weder krank, noch etwa verreist war, wußte Baron Goldstein sehr genau. Er hatte ja den schönen Fürsten auf der Straße umherschlendern gesehen, eben, als er nach dem Zirkus gefahren war.

Kurz das Ergebniß dieser Ueberlegungen war, daß Baron Goldstein nach dem Schluß der heutigen Abendvorstellung sich bei Coralie melden ließ, und ihr feierlich mit den allerschönsten Redewendungen das werthvolle Schmuckstück überreichte.

Coralie war in der denkbar schlechtesten Laune, aber die Freude über das kostbare Geschenk überwog doch den Aerger, daß der Baron Goldstein und nicht der Fürst der Geber desselben war. Auch daß sie, und nicht Elisa, den Sieg davon getragen, selbst bei dem „kreuzbeinigen Streichhölzle," erfüllte sie mit triumphirender Genugthuung.

Miß Elisa aber bewegte sich zur gleichen Zeit in den völlig entgegengesetzten Empfindungen. Sie war wüthend, als sie erfuhr, Goldstein sei bei Coralie.

Sie wußte, daß er das Armband gekauft hatte; heute Nachmittag, kurz vor Beginn der Vorstellung war es geschehen, und noch nie hatte sie ihn so holdselig angelächelt, noch nie so unvergleichlich getanzt und gesprungen, wie heute Abend. Und nun war der Abscheuliche, der Schändliche, zu Coralie gegangen, um nun dieser — das war ganz zweifellos — zu Füßen zu legen, was ihr, was Elisa gehörte.

Ihrer Sinne kaum noch mächtig, stürzte Elisa in das Ankleidezimmer der Kollegin. Wahrhaftig, Baron Goldstein befestigte soeben den prachtvollen Goldreifen um den Arm der verhaßten Nebenbuhlerin, und diese ließ es sich lächelnd und augenscheinlich erfreut, mit der ihr eigenen unnachahmlichen Grandezza gefallen.

Elisa fuhr mit beiden Händen nach ihrem Kopf, als müßte sie sich erst überzeugen, daß derselbe noch auf seinem alten Platze befindlich sei; dann griff sie nach Coralies Reitpeitsche, die so verlockend vor ihr auf einem kleinen Tische lag, und mit aufeinander gepreßten Lippen, die Augen fast aus den Höhlen quellend, erhob sie den Arm, und ein einziger wuchtiger Hieb sauste durch den Raum.

Ein gellender, ein entsetzlicher, Mark und Bein erschütternder Schrei folgte ihm — Coralie hatte ihn ausgestoßen. Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Helles Blut sickerte zwischen ihren Fingern hindurch, auf ihre Arme herab, auf das blinkende und blitzende Geschenk des Barons Goldstein; dann sank sie ohnmächtig in Minnas, des kleinen Kammermädchens, Arme, das angstvoll hinzugesprungen kam. . . .

Am folgenden Tage war in der Hauptstadt in gewissen Kreisen kaum von etwas anderem Rede, als von dieser sensationellen Peitschenaffaire.

„Das eine Auge ist verloren," hieß es. „Ob das andere zu retten sein wird, soll noch sehr zweifelhaft sein."

„Und was wird nun aus der unglücklichen Person?"

Ein Achselzucken war gewöhnlich die einzige Antwort auf diese heute oft genug gestellte Frage.

Zuweilen zwar griff man bei der Beantwortung auch auf die Fabel von Coralies vornehmer Geburt zurück und tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß die Schulreiterin schwerlich so ganz verlassen in der Welt dastehen werde, wie es bisher den Anschein gehabt hatte.

Wer denkt gern über dergleichen unerquickliche Fragen nach! Es war vor der Hand bedeutend interessanter, zu erfahren, welche Strafe wohl der Miß Elisa wegen ihres unheilvollen Peitschenhiebes vom Gericht zudiktirt werden würde?

Das neue Baugewerkschulgebäude in Posen.

Wir führen unseren Lesern im Bilde das Gebäude vor Augen, welches demnächst in unserer Stadt von der Kgl. Baugewerkschule und der staatlichen Fortbildung- und Gewerkschule bezogen werden wird. Das Bild zeigt uns die Hauptansicht, so wie dieselbe zur Zeit aussieht und weist darauf hin, daß der Bau noch seiner endgültigen Vollendung harrt. Da, wo jetzt im Mansardengeschoß angenagelte Bretter dem Regen das Eindringen verwehren, werden in baldiger Zeit in Eisensprossen gelegte Scheiben den großen Innenräumen das Licht zuführen.

Das Gebäude entbehrt jeglichen architektonischen Schmuckes. Einfach und schlicht, in erster Linie den Bedürfnissen dienend, erhebt es sich, alle Häuser der Umgegend überragend und wirkt durch seine Größe und Ausdehnung. Vielleicht wird in besseren Zeiten dem Mittelbau, der ziemlich wirkungslos abschließt, eine das Gebäude charakterisirende Bekrönung verliehen, etwa durch eine allegorische, sich auf Baukunst und Gewerbe beziehende Figurengruppe. Kann das Bauschulgebäude sich nun auch mit Bezug auf das Aeußere nicht mit den sogenannten Schulpalästen vieler Großstädte vergleichen, so bildet es doch eine Zierde für die Umgebung. Das Leben und Treiben, das Schaffen und Arbeiten, welches sich nun baldigst dort entwickeln wird, wird auch den Handel und Wandel des Stadttheiles, dem es zugehört, in nicht unbedeutendem Maße günstig beeinflussen. So Mancher



Das neue Baugewerkschulgebäude in Posen.

Photographische Original-Aufnahme und Autotypie von der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel), Posen.

hat bereits in nächster Nähe der Baugewerkschule seinen Grund und Boden verwerthet, und hier und da sind schon Neubauten entstanden. Man hat sich mit Recht gesagt: Hier ist es gut, hier laßt uns Häuser bauen.

Ein verhältnißmäßig reich ausgestattetes Vestibül mit breiter Treppe führt uns in das Innere des neuen Baugewerkschulgebäudes. Das Erdgeschoß enthält 3 Klassenzimmer, eines für 20 und zwei für je 30 Schüler. Außerdem ist in demselben die Bibliothek und ein Lesezimmer untergebracht. In letzterem wird den Baugewerk- und auch den Fortbildungschülern Gelegenheit geboten werden, die bautechnische und gewerbliche Litteratur kennen zu lernen. Dieses Lesezimmer soll später auch den Gewerbtreibenden unserer Stadt zugänglich gemacht werden, damit auch diese sich durch Betrachtung hervorragender Fach- und Zeichenwerke Auskunft und Rath holen können. Endlich befinden sich im Erdgeschoß auch ein Lehrmittelzimmer und das Lehrerzimmer und die Wohnung des Pedells.

Das I. Stockwerk enthält 3 Klassen, das Amtszimmer des Direktors, das Sekretariat, das Conferenzzimmer, Räume für naturwissenschaftlichen und physikalischen Unterricht und für ein Laboratorium. Das zweite Stockwerk enthält 4 Klassenräume, und 2 Zimmer für Lehrmittelsammlungen und eine Aula.

Im Mansardengeschoß sind die Säle für Dekorationsmaler, die Tagesklassen für Maschinenbauer, Mechaniker Elektrotechniker, Schlosser und sonstige Metallarbeiter, sowie die Räume für Bau- und Möbeltischler und Bauhandwerker untergebracht. Auch enthält dies Geschoß, durch geeignetes Oberlicht zweckdienlich erleuchtet, die Räume für Gipszeichnen und kunstgewerbliches Zeichnen für fortgeschrittenere Schüler.

Im Kellergeschoß wird Unterricht im Modelliren und Bossiren ertheilt werden. Es wird dort Holzschnitzerei, Modelliren in Wachs, Modelliren in Thon für Bildhauer und Modelliren in Stein und Holz für Bauhandwerker betrieben werden. Das ganze Gebäude ist in allen Räumen mit Niederdruck-Dampfheizung von einer Centralstelle aus versehen.

So naht denn das Gebäude seiner Vollendung, viele Hände regen sich dort, um nachzuholen, was durch die langsame Förderung des Baues während des Bausommers versäumt wurde. Hoffen wir, daß es zur rechten Zeit, zu Beginn des Wintersemesters fertig sein wird, damit beide Anstalten, die unter den

bisher bestehenden Verhältnissen schwer zu kämpfen hatten, nun endlich ihr Heim finden können, ihre Arbeitsstätte, an der sie ungestört arbeiten und schaffen können.

Die sämmtlichen Klassen der Baugewerkschule und zum größten Theil auch die Klassen der Fortbildung- und Gewerkschule werden voll besetzt werden.

Die Ausstellung der Schülerarbeiten in der Provinzial-Gewerbe-Ausstellung hat viele Bewohner unserer Stadt und Umgegend über die Bedeutung der Königl. Baugewerkschule und der staatlichen Fortbildung- und Gewerkschule aufgeklärt. Mögen hier zunächst einige kurze Erläuterungen über die Baugewerkschule und deren Ziele folgen. Die älteste Baugewerkschule ist die Holzmindener-Anstalt. Sie wurde vor etwa 60 Jahren ins Leben gerufen, um den, dem Maurer- und Zimmerhandwerk angehörigen jungen Leuten eine geeignete theoretische Ausbildung zu verschaffen. Nach und nach entstanden, zumeist in kleineren Städten, Baugewerkschulen. Die Städte hofften durch den Aufenthalt einer größeren Anzahl junger Leute möglichst reichlichen Gewinn zu erzielen. Als aber die Unterhaltung derartiger Anstalten, die Beschaffung kostspieliger Werke, Modelle und verschiedenartigster Lehrmittel, die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte, allzu reichliche Summen erforderten, konnten sie ohne Staatshilfe nicht bestehen. Seit einem Jahrzehnt hat der Staat sich in anerkennendster Weise dieser Anstalten angenommen und die meisten der preußischen Baugewerkschulen sind zur Zeit verstaatlicht. Die Posener Anstalt war von vornherein eine Staatsanstalt. Während die meisten anderen Städte neben der Herstellung des Gebäudes auf eigene Kosten erhebliche Zuschüsse zu zahlen haben, wurde die Stadt Posen nur zur Errichtung des Gebäudes verpflichtet, während alle übrigen Unkosten staatsseitig gedeckt werden.

Die Baugewerkschule in ihrer heutigen Organisation hat den Zweck, jungen Bauhandwerkern die zum selbstständigen Geschäftsbetriebe unumgänglich nothwendige bauwissenschaftliche Ausbildung zu geben. Sie ist demgemäß bestrebt, ihren Schülern die größtmöglichste Fertigkeit im Zeichnen und diejenigen Fachkenntnisse beizubringen, mit deren Hilfe sie in ihrem Berufe die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Baukunst zu verwerthen im Stande sind. Die Schule hat 4 aufsteigende Klassen. Für die aus der ersten Klasse abgehenden Schüler findet eine Abgangsprüfung statt. Schüler, welche diese Prüfung bestehen, erhalten ein von der Königl. Prüfungskommission ausgefertigtes Reifezeugniß, das von dem Innungsverbande deutscher Baugewerksmeister als Ersatz für den theoretischen Theil der durch Gesetz den Innungen zugestandenen Meisterprüfungen angesehen wird. Auch für den Eintritt in die Bahnmeister-Laufbahn, in die Stellungen der Betriebs- und Eisenbahn-Sekretäre, ebenso für die bei der allgemeinen Bauverwaltung neu geschaffenen Stellungen als Königliche Bauschreiber und technische Sekretäre ist die Prüfung von Wichtigkeit.

Vor allem soll aber die Baugewerkschule Leute heranbilden, die dem ehrenwerthen Stande der Baugewerksmeister, die zugleich Architekten des Bürgers sein sollen, beizutreten im Stande sind.

Demgemäß legt sie ihr Hauptgewicht auf die Lehre brauchbarer, den heutigen Erfordernissen entsprechender Konstruktionen für alle beim städtischen und ländlichen Wohnhausbau beschäftigten Handwerker und pflegt und erweitert den Sinn für eine dem Auge wohlgefällige Form. Unsere Baugewerkschule ist unter der bewährten Leitung ihres Direktors schnell zur Blüthe gelangt. Schon 1893 hat dieselbe bei Gelegenheit der Ausstellung der Schülerarbeiten aller preußischen Baugewerkschulen in Hannover die vollste Anerkennung gefunden und die anerkennenden Worte des Herrn Ministers für Handel und Gewerbe haben dargethan, welche hohe Bedeutung gerade unserer Baugewerkschule an maßgebender Stelle beigelegt wird.

Auch über die Bedeutung, den Lehrgang und die Ziele der staatlichen Fortbildung- und Gewerkschule haben die in der Provinzial-Ausstellung zur Besichtigung ausgehängten Zeichnungen, die ausgelegten Schülerhefte und die Lehrmittel einen großen Theil der Bewohner unserer Stadt und Provinz eine ausreichende Aufklärung verschafft. So manche irrige Meinungen sind während der Ausstellung beseitigt worden, so mancher unserer Mitbürger, welche diesem staatlichen Institut Gleichgiltigkeit, ja Abneigung gezeigt hatten, haben ihre Sinnesart geändert und den weittragenden Nutzen, den die Anstalt stiftet, recht wohl anerkennen gelernt.

Die Anstalt nennt sich Fortbildungschule, weil sie die Kenntnisse, welche die Volksschule den Schülern zu eigen gemacht hat, befestigen, vertiefen und erweitern will. Hierbei findet das gewerbliche Leben stets die vollste Berücksichtigung, wie dies auch weitergehend durch die Buchführung, Gesetzeskunde, Geometrie und Maschinenlehre geschieht. Hierdurch und ferner durch Leseabende und gesellige Abende sucht die Schule die allgemeine Bildung ihrer Schüler zu heben. Die Bestrebungen der Anstalt gehen aber weit über diese Ziele hinaus, denn sie ist der Hauptsache nach eine Gewerkschule, wie solche in anderen Städten vielfach unter dem Namen Handwerkerschule ins Leben gerufen sind. Sie nennt sich deshalb auch mit vollem Recht „Fortbildung- und Gewerkschule. Freilich kann sie eine Fachschule für ein Gewerbe nicht ersetzen, aber sie bildet gerade die jungen Leute, denen die Mittel und die Gelegenheit fehlen, eine Fachschule zu besuchen, derart aus, daß sie aller Orten gutes Unterkommen und guten Lohn finden. Sie führt sie dahin, eine Fachzeichnung zu verstehen und auch anzufertigen, und deshalb führt sie ihre Schüler baldthunlichst in die Fachklassen, damit sie dort mit Rücksicht auf ihren speziellen Beruf ausgebildet werden können. Vor allem ist die Schule bestrebt, ihren Schülern eine gesunde Unterlage in konstruktiver Beziehung zu geben, damit sie mit Verständniß ihre Arbeiten in der Werkstatt beginnen und vollenden können. Diesem Zwecke dienen unter Anderem die vielseitig und reich ausgestatteten Modellsammlungen der Anstalt.

Der Unterricht in den Fachklassen verfolgt mithin den Zweck, die Schüler für das wirkliche Leben, für ihren Beruf vorzubereiten. Die Anstalt ist aber auch dazu berufen, — und sie verfolgt dieses Ziel in weitgehendster Weise — das Kunstschöne im Handwerk zu hegen und zu pflegen.

Eine schöne Form entwickelt sich aber nur aus einer gesunden Konstruktion unter Berücksichtigung des jeweiligen Stoffes, der zur Verwendung gelangt. Die Darstellung guter Konstruktionen und gefälliger Formen erfordert viel Zeit und Uebung und deshalb muß die Fortbildung- und Gewerkschule auch von der Anfertigung von Aquarellbildern Abstand nehmen, weil sie derartige Beschäftigungen für den Handwerker und Gewerbetreibenden als überflüssig und ihn vom Kern der Sache ablenkend erachten muß. Sie pflegt aber, wie dies in der Ausstellung an vielen Beispielen gezeigt wurde, den Sinn für richtige Farbenzusammenstellungen an Beispielen aus der Praxis, aus dem Beruf des Einzelnen. Namentlich aber wird sie fortfahren, weiterhin erfolgreich die künstlerische Seite des Handwerkers auszubilden und somit den Handwerker und Gewerbetreibenden zu befähigen, mit Erfolg in den Lebenskampf einzutreten. Dies ist ihr Endziel. Vieles hat sie bereits erreicht, wie die Zeichnungen bezüglich der Kunstschlosserei, der Dekorationsmalerei u. a., in Sonderheit aber das kunstgewerbliche Zeichnen aufweisen. Es wird ihr weiterhin durch demnächstige Einführung des Modellirens in Wachs für Goldarbeiter und Graveure, sowie des Modellirens in Thon für Bildhauer gelingen, ihre Ziele zu erweitern und immer mehr noch ihrer schwierigen aber auch lohnenden Aufgabe gerecht zu werden.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß, wie in allen Fortbildungschulen mit obligatorischem Unterrichte, so auch hier eine Anzahl von Schülern ohne besondere Lust und Liebe arbeiten, auch schon deshalb, weil so Manchem durch außerhalb der Schule liegende Einflüsse die Freude an der Arbeit benommen wird, so ist dies, insbesondere in den Fachklassen nur im unbedeutenden Maße der Fall. Im Allgemeinen arbeiten die Schüler mit großem Interesse und somit auch mit erfreulichem Erfolge. Viele derselben nehmen an Stunden theil, ohne hierzu verpflichtet zu sein und nahezu die Hälfte der Schüler der oberen Fachklassen besteht aus freiwillig die Schule Besuchenden.

Mögen denn beide Anstalten weiterhin sich entwickeln und an der neuen Stätte ihrer Wirksamkeit neues frisches Leben entfalten zum Segen jedes Einzelnen und zum Nutzen des gesammten Handwerker- und Gewerbestandes unserer Stadt und unserer Provinz.

—t.

Auf dem Lande.

Von Guy de Maupassant, deutsch von Leo Berg.

Am Abhang eines Hügels in der Nähe eines kleinen Badeortes standen dicht neben einander zwei Hütten, deren Besitzer in harter Arbeit den unfruchtbaren Boden beackerten, um ihre Kleinen zu ernähren. Jede Familie hatte vier Kinder. Vor den beiden Thüren krabbelte der kleine Haufen vom Morgen bis zum Abend. Die beiden ältesten waren sechs Jahre und die beiden kleinsten ungefähr fünfzehn Monate; die Heirathen und ebenso die Geburten waren fast zu gleicher Zeit in den beiden Häusern aufeinander gefolgt.

Die beiden Mütter konnten ihre Kinder in dem Gewimmel kaum unterscheiden, und die beiden Väter verwechselten sie vollends ganz und gar. Die acht Namen schwirrten in ihrem Kopfe und wurden fortwährend verwechselt; und wenn man eins rufen wollte, ertönten oft drei Namen, ehe der richtige herauskam.

Das erste Häuschen, das vor der Station der Bäder von Rolleport lag, wurde von der Familie Tuvache bewohnt, die drei Mädchen und einen Jungen hatte; das andere beherbergte die Vallins, die ein Mädchen und drei Jungen hatten.

All das fristete sein Dasein von Suppen, Erdäpfeln und der freien Luft. Um sieben Uhr des Morgens, dann Mittags und des Abends, versammelte die Familie ihre Kleinen, um sie abzufüttern, ungefähr, wie Gänsehirten ihre Thiere zusammen treiben. Die Kinder wurden der Reihe nach vor den lackirten Holztisch gesetzt, der seit fünfzig Jahren im Gebrauch war. Das kleinste Schmutzfinkchen reichte kaum mit dem Munde an den Tisch. Man stellte vor sie eine große Schüssel, in der man Brot in Wasser aufgeweicht hatte und worin sich Kohl mit Zwiebeln gekocht befand. Die ganze Gesellschaft aß, bis der Hunger gestillt war. Die Mutter fütterte selbst das Kleinste. Ein wenig Fleisch im Topf war des Sonntags ein Fest für alle, und der Vater, der sich an diesem Tage länger der Ruhe hingab, wiederholte oft: „Ich möchte es wohl alle Tage so haben."

An einem Nachmittage im August hielt einmal ein leichtes Gefährt vor den beiden Hütten, und eine junge Dame, welche selbst kutschirte, sagte zu dem Herrn, der an ihrer Seite saß: „O, sieh mal, Heinrich, dieser Haufen von Kindern! Wie reizend spielen sie im Sande herum!"

Der Mann antwortete nichts, denn er war an diese Art Begeisterung gewöhnt, die einen Schmerz und fast einen Vorwurf für ihn ausdrückte.

Die junge Frau fuhr fort

„Ich möchte sie umarmen! Ach, wenn ich doch eines haben könnte, das da, das allerkleinste!"

Und damit sprang sie vom Wagen, lief zu den Kindern, nahm eins der Jüngsten, das von Tuvaches, umarmte es und küßte es so leidenschaftlich auf die schmutzigen Backen, auf die blonden Haare, die von der Erde unordentlich und feucht geworden waren, und auf die Händchen, daß es sich sträubte vor diesen ungewohnten und übertriebenen Liebkosungen.

Dann stieg sie wieder in den Wagen und trabte im Galopp davon. Aber sie kam schon in der folgenden Woche wieder, setzte sich mit zur Erde, nahm das Schmutzfinkchen in die Arme, stopfte es mit Kuchen, gab den anderen Bonbons und spielte mit ihnen wie ein Straßenjunge, während ihr Mann geduldig in seinem kleinen Wagen wartete.

Sie kam noch einmal zurück, schloß Bekanntschaft mit den Eltern und erschien darauf alle Tage, die Taschen voller Leckereien und kleiner Münzen.

Ihr Name war Frau Henri von Hubières.

Eines Tages, als sie wieder gekommen war, stieg ihr Mann mit ihr zusammen vom Wagen herunter, und ohne sich bei den Bälgen, die sie jetzt schon kannten, aufzuhalten, traten beide in die Wohnung der Landleute ein.

Diese waren gerade dabei, Holz in Brand zu setzen, um die Suppe zu kochen, sie wandten sich ganz verwundert um, gaben den Gästen Stühle und warteten dann auf ihr Begehren. Schließlich begann die junge Frau mit stockender, zitternder Stimme:

„Lieben Leute, ich komme, um Euch zu sprechen, weil ich, — ich möchte, — ja ich möchte — Euren kleinen Jungen — möchte ich mit mir nehmen."

Die Bauern, die ganz verdutzt waren und nicht verstanden, antworteten darauf nichts.

Sie schöpfte Athem und fuhr fort:

„Wir haben keine Kinder; wir sind allein, mein Mann und ich . . . wir werden ihn pflegen . . . wollt Ihr?"

Die Bäuerin begann zu begreifen.

Sie sagte:

„Sie wollen uns unsern Charlot nehmen? Daraus wird nichts!"

Herr von Hubières unterbrach:

„Meine Frau hat sich schlecht ausgedrückt. Wir wollen ihn adoptiren, aber er wird Euch wieder besuchen. Sollten wir doch noch Kinder bekommen, wird er gleichmäßig mit ihnen theilen. Sollte er indessen nicht unsern Wünschen entsprechen, werden wir ihm, wenn er mündig ist, die Summe von zwanzigtausend Franken geben, die sofort bei unserm Notar deponirt werden soll. Und da man auch an Euch gedacht hat, wird man Euch bis zu Eurem Tode eine Rente von hundert Franken monatlich aussetzen. Habt Ihr wohl verstanden?"

Die Frau hatte sich ganz wüthend erhoben.

„Was? Ich soll Ihnen den Charlot verkaufen? Nein! Das ist ja nett; so etwas einer Mutter anzubieten, ach nein! Das wäre ja eine Niederträchtigkeit!"

Der Mann sagte nichts, er war ernst und nachdenklich, stimmte aber seiner Frau mit einer kräftigen Kopfbewegung zu.

Frau von Hubières war sehr betroffen und fing an zu weinen, und sich an ihren Mann wendend, stammelte sie mit einer vor Thränen erstickten Stimme, wie ein Kind, dessen Wünsche gewöhnlich immer befriedigt werden:

„Sie wollen nicht, Heinrich, sie wollen nicht!"

Darauf machten Sie einen letzten Versuch:

„Aber lieben Freunde, denkt doch an die Zukunft Eures Kindes, an sein Glück, an . . ."

Die Bäuerin schnitt ihnen empört das Wort ab:

„Alles ist gesehen, alles gehört, alles überlegt . . . Gehen Sie, und pfui, daß ich Sie nie hier wiedersehe. Ist es erhört, so ein Kind bekommen zu wollen!"

Beim Herausgehen bemerkte Frau von Hubières, daß zwei ganz kleine Kinder da waren, und sie fragte unter Thränen mit der Hartnäckigkeit eines eigensinnigen und verzogenen Kindes, das niemals warten mag:

„Aber das andere Kleine gehört doch nicht Euch?"

Der Vater Tuvache antwortete:

„Nein, das gehört den Nachbarn. Wenn Sie wollen, können Sie hinübergehen."

Und er ging in sein Haus zurück, wo man die Stimme seiner empörten Frau immer noch schreien hörte.

Die Vallins saßen gerade bei Tisch und aßen gemächlich, während sie Stücke von Brot mit etwas auf ein Messer gesteckter Butter in einer Schüssel rieben, die zwischen ihnen stand.

Herr von Hubières begann wieder mit seinen Vorschlägen, aber unter schmeichelhafter Einleitung, mit Vorsicht und List.

Die beiden Landleute schüttelten den Kopf zum Zeichen ihrer Abweisung, als sie aber hörten, daß sie hundert Franken monatlich erhalten sollten, überlegten sie, fragten sich mit den Augen und waren unschlüssig.

Lange schwiegen sie unter Qualen und Zweifeln.

Schließlich sagte die Frau:

„He Mann, was sagt man dazu?"

Er meinte in feierlichem Ton:

„Ich sage, daß das verächtlich ist."

Frau von Hubières, die vor Angst zitterte, sprach darauf von der Zukunft des Kindes, von seinem Glück, von all dem Gelde, das es ihnen später geben könnte.

Der Bauer fragte:

„Wird die Rente von zwölf hundert Franken bei 'nem Notar versprochen?"

Herr von Hubières antwortete:

„Aber gewiß, schon morgen."

Jetzt nahm die Frau, die die Sache überlegte, wieder das Wort:

„Hundert Franken monatlich, das ist nicht genug, um uns unsern Kleinen zu rauben. In einigen Jahren wird das Kind schon arbeiten. Hundert und zwanzig Franken müssen wir schon haben."

Frau von Hubières, welche vor Ungeduld fieberte, bewilligte sie sofort, und als sie das Kind aufhob, gab sie ihr hundert Franken zum Geschenk, während ihr Mann etwas Schriftliches aufsetzte. Der Bürgermeister und ein Nachbar, die sofort gerufen wurden, dienten gern als Zeugen.

Die junge Frau trug glückstrahlend das schmutzige, heulende Kind davon, wie man ein Kleinod aus einem Magazin fortträgt.

Die Tuvaches sahen sie an ihrer Thür fortgehen, sie waren stumm und ernst, und bedauerten vielleicht schon ihre Abweisung.

* * *

Man hörte nichts weiter von dem kleinen Jean Vallin. Die Eltern holten jeden Monat ihre hundert und zwanzig Franken bei dem Notar ab. Mit ihren Nachbarn waren sie entzweit, weil Mutter Tuvache sie mit Vorwürfen quälte und unaufhörlich von Thür zu Thür schrie, daß man ganz entmenscht sein müßte, wenn man sein Kind verkaufte. Das sei etwas Schändliches, etwas Gemeines, etwas Unnatürliches.

Und zuweilen nahm sie ihren Charlot mit Absicht in die Arme und sprach zu ihm, als wenn er ein Verständniß davon hätte:

„Hab' Dich nicht verkauft, nein, ich hab Dich nicht verkauft, mein Junge. Verkaufe nicht mein Kind, bin nicht reich, aber meine Kinder verkaufe ich nicht."

Jahre und Jahre lang wiederholte sich das jeden Tag; Tag für Tag wurden vor der Thür Anspielungen hinüber geschrien, die man drüben hören mußte. Mutter Tuvache wurde schließlich in der ganzen Gegend für etwas Höheres gehalten, weil sie den Charlot nicht verkauft hatte. Und die von ihr sprachen, sagten:

„Weiß schon, daß die Sache verführerisch war, aber 's ist gleich, sie hat sich wie eine gute Mutter gehalten."

Man rühmte sie, und Charlot, der inzwischen achtzehn Jahre geworden und mit dieser Idee aufgewachsen war, die man ihm unaufhörlich wiederholte, bildete sich schließlich selbst ein, höher zu stehen wie seine Kameraden, weil man ihn nicht verkauft hatte.

* * *

Die Vallins konnten sich mit ihrer Pension leicht durchbringen. Die unversöhnliche Wuth der Tuvaches, die arm geblieben waren, war in diesem Umstande begründet.

Ihr ältester Sohn ging in den Dienst. Der zweite starb; Charlot blieb allein und quälte sich mit dem Alten, seine Mutter und die beiden jüngeren Geschwister zu ernähren.

Er war einundzwanzig Jahre, als eines Morgens eine glänzende Kutsche vor den Hütten hielt, der ein junger Mann mit goldener Uhr und einer Kette entstieg, während er einer alten Dame mit weißen Haaren die Hand reichte. Diese sagte zu ihm:

„Hier, mein Kind, ist es, in der zweiten Hütte." Und er trat in die Baracke der Vallins, als wäre er hier zu Hause.

Die alte Mutter wusch gerade ihr Tischzeug, der schwache Vater schlummerte vor dem Herde. Alle beide erhoben den Kopf, und der junge Mann sagte:

„Guten Tag, Papa, guten Tag, Mama."

Sie drehten sich erschrocken um. Die Bäuerin ließ vor Schreck ihre Seife ins Wasser fallen und stotterte:

„Du bist es, mein Kind, Du bist es, mein Kind?"

Er ergriff sie, umarmte sie und sagte nur immer:

„Guten Tag, Mama." Indessen sagte der Alte, heftig zitternd, in seinem milden Tone, den er niemals verlor:

„Bist Du wiedergekommen, Jean?" Als ob er ihn erst vor einem Monat gesehen hätte.

Und als sie sich erkannt hatten, wollten die Eltern sofort hinausgehen, um den Jungen auf dem Lande herumzuzeigen. Man führte ihn zum Bürgermeister, zum Amtmann, zum Pfarrer, zum Lehrer.

Charlot, der auf dem Schemel vor seiner Hütte saß, sah ihn kommen.

Am Abend, während des Essens, sagte er zu den Alten:

„Ihr müßt aber dumm gewesen sein, daß Ihr den kleinen Vallin habt nehmen lassen."

Seine Mutter antwortete bestürzt:

„Wollten nicht unser Kind verkaufen!"

Der Vater sagte nichts, aber der Sohn fuhr fort:

„Ist es denn ein Unglück, so geopfert zu werden, wie der?"

Da sprach der alte Tuvache in scharfem Ton mit wüthender Stimme:

„Willst Du uns noch vorwerfen, daß wir Dich behalten haben?"

Aber der junge Mann erwiderte barsch:

„Ja ich mache Euch nur den Vorwurf, daß Ihr albern gewesen seid. Eltern wie Ihr, sind das Unglück ihrer Kinder. Ihr verdient, daß ich Euch verlasse."

Die gute Frau weinte in ihr Tischtuch. Sie stöhnte und verschüttete ihre Suppe, daß die Hälfte überfloß.

Der Bengel aber fuhr fort:

„Ich möchte lieber nicht geboren sein, als daß ich das bin, was ich nun bin. Seitdem ich den andern gesehen habe, beherrscht mich der Gedanke: das könnte ich jetzt sein."

Und indem er sich erhob:

„Ich weiß wohl, daß es besser ist, gar nicht hier zu bleiben, als sich vom Morgen bis zum Abend Vorwürfe zu machen und ein elendes Leben zu führen. Seht, das werde ich Euch niemals verzeihen!"

Die beiden Alten waren ganz betroffen und schwiegen unter Thränen.

Er begann aufs neue:

„Nein, dieser Gedanke, das wäre zu hart. Ich will lieber versuchen, mir mein Brot anderswo zu verdienen."

Er öffnete die Thür. Ein Stimmengeräusch kam herüber. Die Vallins feierten gerade die Heimkehr ihres Kindes.

Dann trampte Charlot mit dem Fuße auf und schrie seine Eltern an:

„Ha! Ihr Dummköpfe!"

Und er ging in die Nacht hinaus.

Michaelis.

Von Ludwig Epstein.

Der 29. September führt im Kalender den Namen Michaelis, weil er dem heiligen Michael geweiht worden ist, der als Schutzpatron des jüdischen Volkes galt und seit der babylonischen Gefangenschaft zum obersten der sieben Erzengel auserfehen war. Nach einer jüdischen Sage soll er über den Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben, wie er denn überhaupt dem aus dem Himmel verwiesenen Fürsten der bösen Engel, dem Samiel, feindlich gegenüber stand und dem altisraelitischen Glauben gemäß am Ende aller Tage die Entschlafenen theils zum ewigen Leben, theils zur Schmach und Schande auferweckt.

In der Bibel wird Michael überhaupt als Gott selbst angesehen, worauf auch schon sein Name deutet, indem er besagt: „Wer ist wie Gott?" (mi = wer, ka = wie, el = Gott.)

Bei der Einführung des Christenthums in unserem Vaterlande war die Lehre von der hohen Machtstellung dieses jüdischen Gottesboten schon so umfangreich unter den germanischen Altvordern verbreitet, daß die heidnischen Nordländer vor ihrer Taufe sich die Versicherung geben ließen, durch diesen heiligen Akt werde der Erzengel Michael der Schutzpatron der neuen Christen. An die Stelle des germanischen Ernte- und Kriegsgottes Wodan, der als Beschützer und Erwecker der lieben Todten große Verehrung genoß, trat nun der bewährte starke Kämpfer Michael, der bildlich — ebenso wie Wodan — als Schimmelreiter mit einem zweischneidigen Schwert in der Rechten dargestellt wird. Zuweilen hält er auch die abmessende Waage in der Hand, um die guten und bösen Thaten der auferweckten Seelen abzuwägen, weshalb man jedenfalls auch sein Fest in die

Jahreszeit verlegt hat, in welcher die Sonne in das Zeichen der Wage tritt.

Im Jahre 493 wurde dies neue „Fest der Engel“ oder kurz „Engelfest“, wie die katholische Kirche es auch nannte, durch den römischen Bischof Gelasius I. angeordnet und im 9. Jahrhundert allgemein auf den 29. September verlegt. Die Reichsstände zu Mainz erwähnen es anno 813 schon unter dem Titel „Kirchweihfest des heiligen Erzengels Michael“, jedenfalls, weil am 29. September die dem hohen Himmelsfürsten zu Ehren erbaute Kirche zu Rom eingeweiht worden war. Aus diesem Grunde hieß auch der 29. September „Festum Dedicationes Michaelis“ zum Unterschiede von „Apparicio Michaelis“, der am 8. Mai gefeierten wunderbaren Erscheinung dieses Engels.

Am „Michaelistage“ dankte man dem Schöpfer für den genossenen Schutz der Engel und bat zugleich für den zukünftigen Engelsbeistand. Weil nun die Engel nach christlicher Anschauung namentlich auch als Schutzgeister der Kinder angesehen wurden, so ist in manchen Ländern für diesen Tag eine „Schulpredigt“ angeordnet worden. Ueberhaupt gestaltete sich im Mittelalter die Feier des Michaelistages großartiger als heutzutage; denn an demselben wurden nicht nur die „Michelsmessen“ abgehalten, sondern er wurde auch durch allerhand Bacchanalien verherrlicht.

Gegenwärtig hat Michaelis nur noch den Charakter eines Erntefestes bewahrt, und hier und da herkömmliche Festschmäuse gelten als Dankopfer für die glücklich eingeheimsten Feldfrüchte, wie auch als festliches Gedächtniß der Kirchweihe. Zu Michaelis werden ebenso wie zu Martini hauptsächlich die Gänse gewürdigt, die Speisetafeln zu verherrlichen.

Besonders ist die „Michelsgans“ in England beliebt; denn die Königin Elisabeth soll die Nachricht von der Ueberwindung der „unüberwindlichen Flotte“ in dem Augenblicke erhalten haben, als sie einem Gänsebraten zu Leibe ging; auch ist erwiesen, daß es schon zu Zeiten König Eduards IV. Sitte war, am „Michaelmas day“ ein mundgerechtes Gänseviertel zu vertilgen.

Das „Michelshuhn“ führte seinen Namen vom Tage der Zinsablieferung; es heißt auch „Rauchhuhn“ weil es von jeder Herdstelle, wo Rauch aufstieg, also von jeder Haushaltung entrichtet werden mußte.

Vor dem „Deutschen Michel“ hatte man früher gewaltigen Respekt; denn im ersten Jahrhundert nach Christo wurde der heilige Michael auf wehenden Fahnen und Bannern den deutschen Heeren voraufgetragen, weshalb die Feinde der Deutschen mit erwähnter Bezeichnung spotteten, besonders, sobald der tapfere Erzengel in deutschen Kriegsliedern und Schlachtengesängen laut gerühmt wurde, wie:

„Du bist der himmlisch Kapitän,
Sankt Michael,
Dein Kriegsheer alle Engel sein.
Hilf sie uns bekämpfen,
Die Feinde zu dämpfen.“

„Sankt Michelstag zu dem Licht“ oder „Lichttag“ heißt der 29. September, weil mit demselben die Abendarbeit bei Licht wieder angefangen wird, weshalb man an diesem Tage manchen Arbeitern auch einen „Lichtbraten“ spendet. An den Michaelis tag binden sich heute noch Märkte, Abrechnungen, Schlichtung von Streitigkeiten, Wechsel von Dienstleuten und ähnliche Handlungen.

Besonders aber gilt der 29. September als Wettertag, weshalb er prophetischen Charakter trägt.

„So viel Fröste vor Michael fallen,
So viel treffen nach dem ersten Mai ein.“
„Weht Michael der Wind, so wird der nächstjährige Roggen theuer.„
„Viel Eicheln um Michaelis, viel Schnee um Weihnachten.“

Diese Bauernregeln deuten auf den ehemaligen Kultus des Erntegottes Wodan hin, ebenso wie der Umstand für eine einstige Verehrung des germanischen Allvaters um diese Zeit spricht, daß in Ostfriesland an „Michaelis“ nicht gesäet, im Brandenburgischen überhaupt nicht im Felde gearbeitet und in vielen Gegenden nicht gesponnen werden darf.

Lose Blätter.

* **Kaiser Wilhelm I. als Dichter.** Mitten in den Jubiläen der großen Siege, die zu Deutschlands Einigung führten, mag es nun Zeit sein, daran zu erinnern, daß Kaiser Wilhelm I., der Held jener Siege, der Begründer des neuen Reiches, auch ein — — Dichter gewesen. Als weiser Staatsmann, als Reformator und Führer des Heeres, ist Kaiser Wilhelm gefeiert worden, daß er aber für Deutschlands Sache nicht nur das Schlachtroß sondern auch den Pegasus bestieg, dürfte sehr wenig bekannt sein. Der „Börs.-Cour.“ berichtet: Im Jahre 1840 war es. Das Lied des bescheidenen Gerichtsschreibers von Geilenkirchen, das Rheinlied von Karl Becker, hatte enthusiastische Aufnahme und überraschend schnelle Verbreitung gefunden. Kräftig klang es in die Seinestadt hinein, und kein Geringerer als Alfred de Musset antwortete mit seinem höhnischen Nous l'avons eu votre Rhin allemand. Er erinnerte daran, daß die Franzosen ihre Pferde im „freien deutschen Rhein“ getränkt, und daß ihrer Rosse Hufe sein Ufer zerstampften. In jenen Tagen nationaler Erregung entstand das Gedicht des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, das einzige, das der nachmalige deutsche Kaiser je geschrieben. Es möge hier folgen:

Der Oberrhein.

Sie haben ihn da oben,
Den alten, deutschen Rhein,
Deshalb soll stets gehoben
Das Schwert des Deutschen sein.

Mit welcher Schalkheit raubte
Der Ludwig uns das Land,
Weil Deutschland mit dem Haupte
Des Reichs in Fehde stand.

Du Straßburg, Burg der Straßen
Von Frankreich und Burgund,
So lang' dort Franken rasen,
Wird Deutschland nicht gesund.

Dein Münster reckt den Finger
Zum Himmelszelt empor
Und drohet dem Bezwinger
Und dem, der ihn verlor.

Dem Reich und einst dem Kaiser
Wohl von des Rheines Strand
Sei Du des Weges Weiser
Ins stolze Frankenland.

Der Rhein soll Deutschlands Erden
In seinem ganzen Lauf
Wohl wieder eigen werden.
Rollt euer Banner auf!

So wolln' wir's wieder haben
Das Gut von unserm Blut,
Weil dort schon längst begraben
Der deutsche Adler ruht.

Du Volk aus den Vogesen
Und dem Ardennerwald,
Wir wollen dich erlösen
Von fremder Truggewalt.

Dann mußt auch du vernehmen
Den deutschen Bundesruf,
Und dich der Knechtschaft schämen,
Die wälsche Art dir schuf.

Und solltest du dich sträuben,
Und fühlst die Knechtschaft nicht,
So wollen wir dich treiben
Zu deiner Kindespflicht:

Damit einst deine Kinder
Doch mögen Deutsche sein
Und sich der Ueberwinder
Von ihren Vätern freun.

So wollen wir ihn haben
Den alten deutschen Rhein,
Dann erst wird ganz begraben
Die Schmach der Deutschen sein.

Dreißig Jahre später wurde der Dom wirklich „des Weges Weiser in's stolze Frankenland“ für den Sänger dieses Liedes, der nun an der Spitze eines siegreichen Heeres erschien um, sein Jugendideal selbst zu verwirklichen.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.